

Ernst Burckhardt-Matzinger (1876-1960)

Autor(en): Karl Sandreuter-Oeri

Quelle: Basler Stadtbuch

Jahr: 1962

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/6a23d460-0779-430d-a69a-900b9df4721f>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Ernst Burckhardt-Matzinger

(1876-1960)

Von Karl Sandreuter-Oeri

«'s isch aim scho wider wohler, wenn er numme zuer Tiren yne kunnt.» Das kann man hie und da von Patienten hören, die einen richtigen Hausarzt haben, und das hat man auch von Patienten des Arztes hören können, dem dies Blatt der Erinnerung gewidmet sein soll.

Wenn man sich fragt, wie Ernst Burckhardt zu dem geworden ist, was er als Mensch und in seinem Beruf war, so muß man bei seiner Mutter anfangen. Frau Burckhardt-Heß war eine Zürcherin, verwandt mit den alten Geschlechtern der Stadt, und blieb auch für immer mit ihrer geliebten Heimat verbunden. Dennoch folgte sie dem nicht weniger mit seiner Heimatstadt verwachsenen Basler, Abel Burckhardt, in die Ehe. Dessen erste Pfarrei lag allerdings im Kanton Zürich, und der junge Gatte versprach seiner geliebten Frau, bei einem Wechsel ihren Heimatkanton nicht zu verlassen.

In dem kleinen Bauerndorf Lindau, zwischen Zürich und Winterthur, kam Ernst Burckhardt am 1. März 1876 als ihr viertes Kind zur Welt. Er ging noch nicht zur Schule, als die Familie die ländliche Idylle mit der Industriegemeinde Rüti im Zürcher Oberland vertauschte. Dort fand der Vater, dem volle Beschäftigung immer das größte Wohlsein bedeutete, den ihm passenden Wirkungskreis. Er war aber kaum vierzig Jahre alt, als ihn eine Lungenentzündung seiner Familie und seiner Gemeinde entriß.

Noch hatte er seiner Frau den Wunsch ausgesprochen, sie solle im Fall seines Todes mit den Kindern nach Basel ziehen, und sie hat ihre Liebe zur zürcherischen Heimat und Verwandtschaft zurückgestellt und hat sich mit den Kindern an deren Bürgerort niedergelassen.

Hier galt es nun für sieben Vaterlose zu sorgen, und das achte war unterwegs. Sie ging mit der gläubigen Entschlossenheit ans Werk, die sie auch später beim Tod ihres Sohnes Carl, des Bildhauers, trotz allem schweren Leid in die Worte faßte: «Gottes Wege sind die besten.» Aus dieser Entschlossenheit wuchs ihre Tatkraft. Und, weil es ihr geschenkt war, in allem, was ihr begegnete, offenkundig oder verborgen auf das zu sehen, was Mut und Freude machen kann, so war sie auch selber immer zum Freudemachen bereit, obschon — oder vielleicht gerade weil — ihr, außer den Gaben des Geistes und des Gemüts, andere Mittel sehr knapp zugemessen waren.

Alle ihre Kinder haben sie mit Bewunderung geliebt, und auch ihr Sohn Ernst konnte nie genug davon berichten, wie die Mutter es verstanden habe, seine und seiner Geschwister Kindheit glücklich zu machen. Keinen Stimmungen und Verstimmungen war sie unterworfen, brauchte selten zu strafen, und, wenn es sein mußte, so genügte oft ein trauriger Blick. Ihr Gott war eben nicht einer, der dem Sünder aufpaßt, sondern, der es über ihn mit Liebe gewinnt. Aber recht und unrecht standen in ihrem Haus für alle unverrückbar fest.

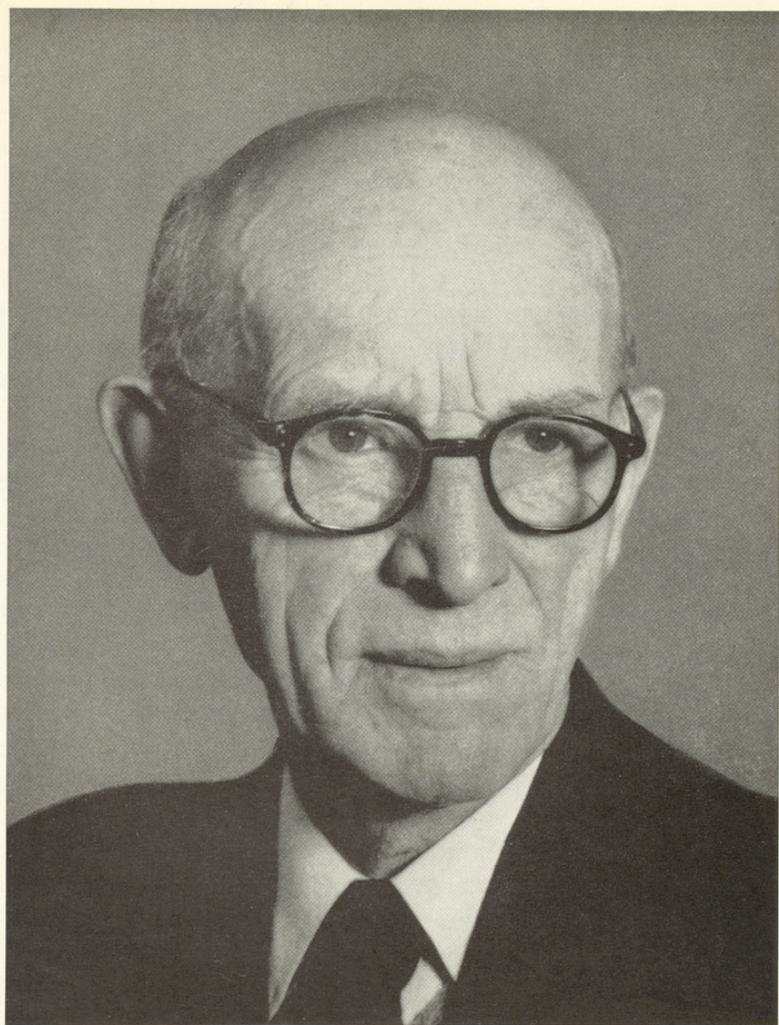
Die in sich so glückliche und feste Geschlossenheit der Familie machte es den Kindern nicht leicht, den Einfluß der baslerischen Umgebung anzunehmen. Auch in der Schule, wo Ernst immer einen der ersten Plätze einnahm, kam er sich anfangs noch immer fremd vor. Erst im obern Gymnasium fand er Anschluß und auch Befriedigung seiner naturkundlichen Interessen in der Schülerverbindung «Natura».

Nach der Reifeprüfung entschloß er sich zum Studium der Medizin. Zwei seiner ältern Brüder hatten sich der Theologie und dem kaufmännischen Beruf zugewandt, seine zwei jüngeren wurden Künstler. Es ist kaum zu fassen, wie die Mutter es zustande brachte, jedem ihrer Söhne durch die kostspieligen Jahre seiner Entwicklung zu helfen. Aber sie verstand es eben, in ihrem Haushalten das Unmögliche möglich zu machen, und, was noch wichtiger ist, sie wußte mit Klugheit und Liebe sich in die Eigenart jedes Einzelnen zu versetzen und schenkte ihm das Zutrauen, daß er in seinem erwählten Beruf einmal etwas Tüchtiges leisten werde. Und bei keinem hat sie sich getäuscht.

Der Medizinstudent verbrachte die propädeutischen Semester in Basel, teils in streng geregelter Arbeit, teils im fröhlichen Freundeskreis des Zofingervereins, in welchem er Freunde fürs Leben gewann. Daneben verstand es sich für ihn von selbst, daß er durch Privatunterricht im Lateinischen seinen Beitrag an die Kosten des Studiums leistete. Auslandssemester in Tübingen und Berlin erweiterten seine Kenntnisse und seinen Gesichtskreis, und im Alter von 24 Jahren schloß er sein Studium mit dem Staatsexamen ab. Darauf folgte die Assistentenzeit, zunächst in der Poliklinik unter Prof. Hägler. Hier schrieb Ernst Burckhardt 1901 eine ausgezeichnete, zum Teil experimentelle Dissertation über Kontinuitätsinfektion durch das Zwerchfell bei entzündlichen Prozessen der Pleura. Dann folgte eine zweijährige Ausbildung im Kinderspital unter Prof. Hagenbach-Burckhardt.

Das Rüstzeug, das er sich dort als Kinderarzt erworben hatte, wurde denn auch zum Anlaß, daß er von Dr. Alfred Christ zum Nachfolger in der Führung des Sanatoriums Erzenberg in Langenbruck ausersehen wurde. Diese Heilstätte war ja ursprünglich hauptsächlich für Kinder gebaut. Burckhardt war sich der Verantwortung wohl bewußt, die mit diesem Angebot auf seine jungen Schultern gelegt wurde. Jedoch die Freude, mit dem Antritt einer gesicherten Stellung die Mutter aller Sorgen für sein weiteres Fortkommen zu entheben, war zu groß, als daß er sich nicht ohne langes Zögern dazu entschlossen hätte. Das zürcherisch mütterliche Erbteil frischer, gläubiger Zuversicht hatte es über das ängstliche «Soll i oder soll i nit» gewonnen.

1903 bezog er das schön gelegene Doktorhaus in Langenbruck zusammen mit seiner jüngsten Schwester, die ihm den Haushalt führte. Im Sanatorium galt es, zwei getrennte Abteilungen zu betreuen. Im Umgang mit großen und kleinen Patienten, aber auch mit den Schwestern und dem übrigen Personal lebte der junge Chef dank seiner natürlichen Freundlichkeit in bestem Einvernehmen und ließ sich auch die Korrespondenz mit den Angehörigen seiner Kranken angelegen sein. Er mußte aber Zeit erübrigen, um die ausgedehnte Landpraxis in Langenbruck, in Holderbank und auf den vielen



Berghöfen zu bewältigen. Autos gab es nicht; das Fahrrad war im bergigen Gelände nur auf wenigen Straßen zu gebrauchen. Dabei hat sich freilich auch bei ihm bewährt, was er später oft betonte, daß der Weg zur Gesundheit der Fußweg ist.

Die zehn Jahre seiner Wirksamkeit in Langenbruck erhielten ihren besondern Glanz, als eine Freundin seiner Schwester das Doktorhaus besuchte. Wenn Burckhardt nach vielen Jahren einmal in freundschaftlichem Gespräch über jene Zeit ganz aus sich herausging, gab er seinem dankbaren Staunen darüber Ausdruck, daß es ihm vergönnt gewesen sei, so fraglos und selbstverständlich gerade die Frau zu finden, mit der er allezeit in reinem Glück verbunden blieb. 1905 trat er mit Julie Matzinger von Basel in die Ehe. Als treue Gefährtin auf allen innern und äußern Wegen, als Helferin in seinem Beruf, als gute Hausfrau und Mutter verstand sie es, ihrem Manne ein schönes, belebtes Heim zu schaffen. Ihr lebhaftes Wesen voller Tatendrang ergänzte seine eher scheue, zurückhaltende Art, und mit ihrem Optimismus half sie ihm über manche beruflichen Sorgen hinweg. Sieben unbeschwerte Vorkriegsjahre verbrachten die Ehegatten in Langenbruck und wurden in dieser Zeit durch die Geburt dreier Söhne beschenkt. Mehr und mehr regte sich aber der Wunsch nach einer unabhängigen Stellung in eigener Praxis und nach dem kulturellen Leben der Stadt.

1912 erfolgte die Übersiedlung nach Basel. Bevor das Doktorhaus an der Feierabendstraße so vielen Heilung Suchenden zur Zuflucht wurde, bezog die Familie eines der damals neuen Häuser Ecke Holbeinstraße/Steinenring. Von dort schaute Burckhardt anfangs über den Viadukt hin nach Patienten aus. Diese fingen denn auch an, sich in befriedigender Weise einzustellen; aber im Sommer 1914 zwang ihn der Befehl zum Aktivdienst, seine Praxis und seine Familie zu verlassen, und das zu einer Zeit, als seine Frau ihrem vierten Sohn das Leben gab. Vertretungen in Urlaubswochen und die eigene Praxis während dienstfreier Zwischenzeiten halfen das Versäumte nachzuholen, und in den Nachkriegsjahren war er bald voll beschäftigt in seinem Beruf.

Seine Patienten verspürten an ihm alle jene Gaben, die den richtigen Hausarzt ausmachen: mitfühlendes Eingehen auf alles, was sie beschwerte, ernsthaftes Suchen nach der richtigen Diagnose, wenn nötig, Bereitschaft zur Konsultation, zuverlässige Kenntnisse und Erfahrung, feste Entschlossenheit in seinen Verordnungen und, für chirurgische Eingriffe, die der Spitalbehandlung nicht bedurften, eine geübte und sichere Hand.

Das glückliche Verhältnis zu seinen Patienten ergab sich ganz ungezwungen aus seinem Charakter, der sich seinen Angehörigen und Freunden freilich noch gründlicher und liebenswürdiger erschloß. Seiner Hingebung und Treue durfte man immer gewiß sein. Oft aber hatte man seine liebe Not, ihm darzutun, daß er, ganz zu Unrecht, sich selber unterschätzte. Aber ein Sänftling war er nicht. Wenn er im öffentlichen Leben auf ein Unrecht stieß, so konnte er in moralischer Empörung geradezu hitzig werden, besonders, wenn von Knauserie, von vertuschten Begünstigungen oder vom Eindringen materialistischer Gesinnung in den ärztlichen Dienst die Rede war. Ihm war eben sein Beruf ein täglicher Dienst, dem er sich höhern Orts verpflichtet fühlte. Deshalb nahm er ihn auch nicht leicht. Er litt oft unter der Verantwortung, auf allen Sachgebieten beschlagen sein zu müssen, und sah es als seine Pflicht an, mit der rapid anwachsenden Forschung so gut als möglich Schritt zu halten. Mehr noch litt er unter den Lasten, die er mit seinen Kranken gemeinsam trug. So hatte er manchmal nachts die gleichen schlaflosen Stunden wie sie selber, trat aber anderntags mit seiner aufmunternden Güte an ihr Lager wie gewohnt.

Verschiedene Institute haben ihm das Amt eines Vertrauensarztes übertragen. Eine besondere Genugtuung war ihm aber die Ernennung zum Mitglied und Präsidenten der Aufsichtskommission des Kinderspitals. Fast dreißig Jahre lang stand er mit voller Hingabe in diesem Dienst. Zusammen mit den damaligen Chefärzten, Prof. Wieland und Prof. Freudenberg, setzte er sich zuerst 1928 und dann wieder 1953 für den Ausbau des Spitals zu einer modernen Klinik ein und faßte auch bei organisatorischen und wirtschaftlichen Fragen tüchtig an.

Der Medizinischen Gesellschaft gehörte er als treues Mitglied an, präsidierte sie in den Jahren 1936 und 1937 als der erste Präsident, der für eine zweijährige Amtszeit zu haben war.

Im Jahre 1942 fiel auf sein glückliches Familienleben ein schwerer Schatten durch die Erkrankung seiner Frau. Da er anfänglich als Einziger die ganze Gefahr erkannte, trug er zunächst im stillen, was ihnen das Schicksal auferlegte. Später stand er ihr als Arzt und Gatte mit allen seinen Kräften auf ihrem langen Leidenswege bei. Als sie am 1. November 1945 starb, hatte er unsäglich schwer an ihrem Verlust zu tragen. Im Bewußtsein aber, daß sie ihren letzten Weg tapfer und ohne Auflehnung gegangen war, setzte er den seinen in der gleichen Haltung fort. Innerlich blieb er täglich mit ihr verbunden bis an sein Ende.

Seine Arbeit, die Liebe seiner Söhne und ihrer Familien und nicht zuletzt seine gute Gesundheit halfen ihm, in den Fortgang des Lebens einzuwilligen und weiterhin für andere da zu sein. Erst 1949 zeigte sich bei dem 73jährigen die erste Spur des Alterns. Ein leichter Herzinfarkt gebot ihm eine Ruhezeit von drei Monaten. Geheilt und erfrischt nahm er in gewohnter Emsigkeit die Arbeit wieder auf, gönnte sich nur etwa kleine Zwischenferien und am freien Donnerstagnachmittag einen erquickenden Sprung in die Natur. Sonst durchquerte er die Stadt in seinem Doktorwägelchen, ohne je in eine Unfallsituation zu geraten, und stieg die Treppen hinauf zu seinen Patienten bis in den dritten und vierten Stock. Und das dauerte, bis seine 84 Jahre fast zu Ende waren.

Da las er im Winter eine Grippe auf, von der er sich nicht recht erholen konnte, und als er glaubte, über den Berg zu sein, weigerte sich das Herz und zwang ihn wieder zu einer längern Ruhezeit. Damals kam der Entschluß zur Reife, von seinen Patienten Abschied zu nehmen und die Praxis aufzugeben. Bis in den Herbst hinein konnte man ihn noch — jetzt im Tram — antreffen, um da und dort einen letzten Besuch zu machen. Daneben bestellte er als gemach sein Haus, wobei von Ermattung kaum etwas an ihm zu spüren war. Eher schien er wieder aufzuleben, da ihm im Ruhestand erst recht bewußt wurde, wie wohl versorgt er in der Liebe war, die er

in seinem Hause von der Familie seines jüngsten Sohnes erfahren durfte.

Doch just, als alle seine Angehörigen sich freuen wollten, daß er ihnen noch einmal erhalten bliebe, erlitt Ernst Burckhardt am 10. Oktober 1960 einen Herzschlag und verschied.

Wer ihn kannte, weiß, daß er gerüstet war auf Tod und Erwachen. Noch sind in unsrer Stadt manche Alte und Leidende betrübt darüber, daß dieser Hausarzt nicht mehr zu ihrer Türe eingeht.